

18]

## Im Bauernland.

Von Johan Skjoldborg.

Der zog geduldig von Hof zu Hof. Er war eigentlich innerlich ganz ruhig. Es war, als konstatierte er nur etwas.

Dann dachte er: wenn er nun so gewesen wäre, wie diese Menschen es wünschten, oder wenn er Geld hätte, dann würden ihn alle mit freundlichen Worten und mit einem Lächeln empfangen haben, selbst, wenn er genau derselbe Per gewesen wäre, ja vielleicht ein noch viel geringerer; dann würden sie ihn gebeten haben hineinzukommen, würden ihm einen guten Platz angewiesen haben und ihren Tisch mit dem besten Essen und Trinken bestellt haben. Und sie würden sich außerdem noch erkundigt haben, womit sie ihm dienen könnten.

Aber nun lagen die Höfe da so kalt; sie verschlossen sich vor ihm, als wenn jemand seinen Rock aufknöpfte und ihm den Rücken fehrte.

Er war ein einsamer Mann, ein Fremder, ein Verachteter zwischen all den Mitgliedern der Gemeinde.

Verlassen, verlassen.

Er hatte Mitleid mit sich selber, und dieses Gefühl ward zu einer vagen Empfindung, wie kranke Menschen sie haben, wenn sie sich übergeben.

Nicht nur, daß die Höfe sich ihm verschlossen, sondern auch die Menschen hatten sich von ihm abgewandt.

Ja, der Soibykönig hatte es wirklich verstanden, ihm die ganze Gemeinde zu sperren. Der Mann tat nie etwas halb.

Bei ihm war alles gründlich.

Aber Per setzte seinen Leidensweg um Arbeit fort durch die ganze Gemeinde.

Und fast hatte es den Anschein, als verurteile ihm dieses eine gewisse Befriedigung, als genösse er eine Art Martyrium.

Vor dem Raden des Schlächters hielt er inne. Hinter dem großen Fenster hingen ein Ochsenwiertel, ein Kalb und ein Schwein.

Er vermochte sich von dem Anblick des vielen herrlichen frischen Fleisches nicht loszureißen.

Er dachte es sich dabei in der Pfanne, er konnte es brodeln und schmoren hören.

Er schloß die Augen.

Wie prächtig die Zähne es würden zerkleinern können.

Dort hing es auf den eisernen Gabeln, von links nach rechts, erst das helle Schweinefleisch, dann das kaum so helle Kalbfleisch und schließlich das dunkelrote Ochsenfleisch mit den Talgklumpen.

Ganz unwillkürlich öffnete er die Tür, und einen Augenblick später stand er Auge in Auge mit Niels Rask vom Soibyhofe.

Niels Rask trug einen soliden feinen blauen wollenen Anzug, den er stets anhatte, wenn er nicht in seinem Arbeitszeug stak. Und seine aus einem Raden flammenden Holzschuhe waren schwarz und blank gepußt. Per's Holzschuh dagegen war geborsten und ratterte, wenn er damit auf der Steindiele ging; über die schmutzige Bluse, die ohne Knöpfe und an den Handgelenken ausgefranst war, hatte er eine verblüdete und geflickte Jacke angezogen.

Sie stuteten beide, als sie so plötzlich einander gegenüber standen.

Sie machten sich eine kurze Weile mit den Blicken.

Darauf wandte Niels Rask sich dem Radentisch zu, und ein höhnischer Zug kränkelte schwach seine Mundwinkel.

Aber Per's Nasenflügel vibrierten und ein dolchspitzer Blick aus seinen dunklen Augen durchbohrte den Raden des Soibykönigs.

Der Besitzer vom Soibyhofe knöpfte seine Weste auf und entnahm derselben seine Brieftasche.

„Na, das wäre also das Stück aus der Steuer,“ sagte der Schlächter ehrerbietig und nannte den Preis, wobei er sieben Pfund Beefsteakfleisch einpackte.

„Kost Du nun auch etwas Gundefressen für mich?“ zischte Per beinahe hervor und verdrehte seinen Mund, daß die Zähne des Unterkiefers alle sichtbar wurden.

Der Schlächter begriff sofort die Situation und schielte von einem zum anderen.

Niels Rask stand einen Augenblick unentschlossen da, als überlege er, ob er etwas sagen solle oder nicht.

„Na, Du hast Dich also noch nicht müde gelaufen!“ bemerkte er dann.

„Nein, das möchtest Du wohl! Du hegst vornehme Gedanken, Niels Rask!“

Du gehörst wirklich zu den guten Kindern Gottes, ha, ha, ha!“

„Man muß das Unkraut ausrotten, ehe es überhand nimmt, und nun glaube ich nicht, daß Du noch Unheil anrichten kannst.“

Per trat dicht an Niels Rask heran und rief ihm direkt ins Gesicht:

„Du scheinheiliger Schurke!“

Der Schlächter trippelte hin und her. „Per — äh — Per Holt — äh — Du darfst hier nicht meine Kunden beleidigen — verzeih — aber.“

Niels Rask hatte sein Paket ergriffen. Der Schlächter zog entschuldigend die Schultern in die Höhe und verbeugte sich. Dann zu Per gewandt: „Was wünschtest Du übrigen?“

„Gundefressen für meine Kinder und meine Frau; denn dort geht ja der Mann Gottes mit dem Beefsteak, ha, ha, ha!“

„Du wirst schon noch klein werden!“ sagte Niels Rask mit bebender Stimme von der Tür her. Sein Antlitz hatte dabei keinen guten Ausdruck, und er war leidenbläh.

Per bekam dann einige Abfälle, eine Lunge und ein Knieeuter; er besah nur 35 Dere.

„Warum benimmst Du Dich so erbärmlich gegen den Mann, der dort eben fortging, Schlächter?“

Der Schlächter zog die Schultern in die Höhe: „Geschäft, mein Vetter! . . . Die sollst Du auch noch haben, Per!“ Der Schlächter legte eine kleine Ochsenhufe zu dem anderen. „Du hast ja Familie dabei.“

Dieser kleine Rug von Gutmütigkeit rührte Per einen Augenblick; dennoch schritt er die Straße entlang mit heftigen Schritten, und jeden kleinen Stein und jedes kleinste Hindernis, das ihm vor die Füße kam, stieß er fort.

„Nein, niemals!“ sagte Per halblaut zu sich selber und preßte die Lippen zusammen.

Wenn nun Sophie das wieder bevorstehende Ereignis hinter sich hatte, wollte er sich nach den Wäldern wenden, dort gab es Winterarbeit, und etwas würde schon übrig bleiben, wenn er auch das meiste würde für Kost und Logis ausgeben müssen.

Denn — vor dem Soibykönig die Waffen strecken — nein, dann hätte er die Empfindung, als litte er Schiffbruch an sich selber; sich hier übergeben, das hieß, sich selber aufgeben.

Ueber die Hilskasse und all dergleichen Dinge hatte er ja zu bestimmen; er war überall.

Und sich an die Armenverwaltung wenden, sich dort melden mit seiner ganzen Familie, hä, hä; der Soibykönig würde schaudern, aber das war doch keine richtige Sache. Und Per fand, daß er sich selber auch auf diese Weise verlor . . .

Nach und nach ward Per des vielen Nachdenkens müde. Er konnte nicht weiter. Er sah am Tische dabei in der Hütte und spekulierte nicht mehr, sondern sank schlaff in sich zusammen.

Wie ein gefangenes Tier, das weiß, daß es keinen Zweck hat, an den Stäben zu rütteln.

Dann vernahm man draußen lautes Getöse.

„Es ist Perik,“ sagte Sophie. „Er ist betrunken und kommt hierher zu uns.“

Ohne irgendwelche Einleitung begann Perik:

„Na, nun ist also das Ganze vorbei. Ich sagte es wohl, Wir können nicht. Die Bauern sind es, von denen wir leben müssen. Von heute an soll ich im Winter täglich nach dem Soibyhofe kommen. Ich weiß gut, daß ich ein Sklave und ein Schlingel bin, aber ich wollte es Dir selber sagen, Per. — — Nun weiß ich doch, wo ich das holen kann, was meine Familie und ich brauchen. Nein — ich will gar nicht mit Dir reden, Per, kein Wort, hol's der Satan! . . . heute nicht jedenfalls, aber ich wollte es Dir sagen, damit Du Bescheid weißt, daß es so abgemacht ist. Und ich gebe auf der Stelle wieder — — und dann hol der Satan den ganzen Rest!“

Fort war er.

Man hörte noch von draußen:

Dann wird geritten, dann wird gesungen,

Dann wird der pfeifende Säbel geschwungen.

„Ja, ich dachte es mir wohl, als Du das hier ansingst,“  
sagte Sophie, „daß es genau so gehen würde, wie damals auf  
Gyldeholm.“

Aber Per antwortete mit keiner Silbe, nicht einmal seine  
Miene veränderte sich. Er blieb ganz still und tief in Ge-  
danken in derselben Stellung sitzen.

16.

Die Hebamme, an die sich Per Holt eines Wintermorgens  
wandte, ward beinahe ungemüthlich.

Sie wartete nämlich stündlich auf Nachricht von dem  
feinen Besitzer des Frauenhofes, und da kam nun dieser arme  
Per daher und störte das Ganze.

Außerdem — an vielen Stellen hatte der Sturm den  
Schnee haufenweise zusammengefeht, und noch immer schneite  
es dicht und dicht, beinahe schichtweise, und Per hatte keinen  
Wagen mitgebracht.

Die Hebamme hatte schon früher den Weg zum Moor-  
hause zu Fuß gemacht, und Per sagte ihr, daß er einen Weg  
über die Felder wisse, der fast ohne Schnee sei, aber sie bestand  
darauf, daß, wenn sie mitgehen solle, er ihr einen Schlitten  
verschaffen müsse.

In der ganzen Gemeinde war kein einziger Mann, der  
ein Gefährt besaß, und den Per um diesen Dienst hätte bitten  
können. Aber er kannte das Gesetz und eilte sofort zum Vor-  
sitzenden des Gemeinderats, Niels Rask auf Hoibygaard; der  
mußte dafür sorgen, daß die Hebamme befördert ward.

Per Holt packte an die Schieße, und der Hoibygauer erschien  
in seinen Unterhosen in der Tür mit einer Laterne, die er in  
der Hand hielt. Per bat ihn in rauhem Tone, ihm einen  
Mann zu nennen, der ihm ein Gefährt liefern könne. Er er-  
klärte in kurzen Worten, worum es sich handelte, und sagte,  
daß dringende Eile geboten sei.

Aber Niels Rask antwortete: „In einer solchen Au-  
gelegenheit, wo es Leben und Tod gilt, soll kein anderer erst  
bemüht werden, das ist unseres Herrn Sache! — Reg das  
Baumzeng auf die braunen Pferde, ich werde sofort da sein!“  
(Fortf. folgt.)

### Schulbeginn.

Schulentlassung — Versekung — Schulbeginn! Am behag-  
lichsten fühlen sich die, die entlassen werden. Es ist ein schönes Ge-  
fühl, noch einmal auf das rote Backsteinhaus zurückzublicken, die  
Fensterbänke hinauf zu sehen in der Frühlingssonne und zu  
denken: endlich so weit, da nicht jeden Morgen hinein zu müssen. . .  
Wohl steht das Leben nun auf vor dem jungen Menschen, und auch  
es hat dunkle, fragende Rienen wie ein die Schule, da Vater ihn  
an die Hand genommen hatte und hinbrachte, zum „Anschreiben“.  
Aber das ist nun doch anders — mit dem Leben muß man fertig  
werden im freien Spiel der Kräfte. In der Schule war man — ja,  
was war man? Ein Ding, mit dem bloß etwas getan wurde. Im  
Leben hofft man doch selbst die Kräfte des Leibes und Geistes zu  
regen und auszubilden. Selbst etwas zu denken und zu tun. Wie  
auch immer. Und hoffentlich immer besser. In der Schule ist der  
keine Mensch doch nur ein Ding, das aufgezogen wird und ab-  
schnürt. Weiter in den meisten Fällen nichts. Das denkt und  
sieht der junge Mensch, der dann heimgeht, vielleicht nicht alles so  
genau und deutlich und klar, aber er fühlt dies doch irgendwie.  
Und eine freundige Hoffnung, ins Leben zu treten, überwiegt doch die  
keine Bangigkeit, die er vielleicht hat. Jedenfalls ist in den  
seltensten Fällen eine Sentimentalität dabei, wenn er der Schule  
„Lebewohl“ sagt.

Was das so sein? Ach nein! So denken und träumen wir  
doch. Nicht doch! Es könnte wohl anders sein. Wir wissen  
auch genau, daß der einzelne Lehrer für ein solches Verhältnis, für  
solche oft bitteren Gefühle der Entlassenen nicht verantwortlich zu  
machen ist. Daß die J u s t i t u t i o n der Schule, wie sie heute ist,  
verfehlt genannt werden muß, daß der ganze Lehrplanunsinn, der  
Methodenwut, die schematische Vernerei von schlechten Realien-  
und Lehrbüchern diese ganze unlustvolle, dumpfe, das Kindergehirn  
bedrückende Atmosphäre erzeugt, die selten ein Gefühl der Freude,  
der Lust an der Schule, des Sich-behaglich-fühlens aufkommen läßt.  
Den ganzen Unterricht durchzieht es so. Der Lehrer darf ja in der  
Hauptsache nur Beamter sein — auch wenn er schon gern mal  
andere wollte. Er soll ja gar nicht Mensch zu Mensch sein,  
freundlicher Mensch zu Kinderherzen. Er ist angestellt — wogu?  
Den Stoff — das „Penjum“ zu erledigen. Da muß er sich schon  
hüten, keine Zeit mit überflüssigen Freundschaften zu verlieren.  
Auch ist die Kontrolle da; und der Rektor wird nicht verfehlen, zu  
bemerken, daß der Lehrer die Kinder verdirbt, wenn er nicht ge-  
nug „Zucht“ (ein schulpflichtiges Wort) habe, er wird Straffheit der

Kinder in der Haltung gar leicht vermissen, wenn die Kinder  
sich einmal zwanglos, ungezwungen geben. Und wird sagen, —  
der Prügel sei nun einmal unentbehrliches Hilfsmittel unserer  
staatsbürgerlichen-staatsverhaltenden Schule.

Als sei eine dem Lehrer übergebene Klasse so eine Schar von  
halben Gefangenen während der Schulstunden, die nur mit dem  
Stoß zu bändigen sind. Es ist nicht zu sagen, wieviel im Kinde  
und auch im Lehrer damit vernichtet wird, daß dieser Glaube oder  
Aberglaube besteht, — die Kinder müßten auf alle Fälle geschlagen  
werden. Mir sagte ein Rektor wiederholt, ich sage zu faust, zu  
mild, zu menschlich mit den Kindern um, das sei nicht gut für sie;  
ich müßte mehr schlagen. Ich lehnte das grundsätzlich ab, wußte  
aber wohl, daß ich und meine Klasse, weil sie nicht so militärisch  
gedrillt erschien, manchmal Gegenstand von Erörterungen waren,  
wenn ich nicht dabei war. So etwas muß dann getragen werden  
von dem Lehrer, der es nicht über sich vermag, einem Schül-  
phantom zuliebe anders mit den Kindern umzugehen, als er inner-  
lich kann und muß. Das sind aber alles Dinge, die erst besser  
werden können, wenn die Einzelnen mit ihrem empfindsameren  
Gewissen sich zusammengefunden haben und für ihre andere Auf-  
fassung in den Vereinen und den Schulkollegien Propaganda  
machen.

Und dann sind da jetzt um Ostern herum in Stadt und Land  
die „Versekten“ — und die „Nichtversekten“. Sie atmeten auf, als  
es Ferien gab. Da kosteten sie einige Tage die schöne Luft der  
Freiheit. Sie atmeten auf nach der Schulprüfung und nach der  
Versekung. . . . Aber der armen „Nichtversekten“ gedenkt wohl  
kaum einer: keiner bedenkt, wie die Scham über die Schmach in  
ihrem Herzen fressen mag und ihr junges Herz blutet.

Und dann sind schließlich die Schulpflichtigen da, die nun zur  
Schule gebracht werden. Auch ihrer gedenkt nicht zu oft ein Herz,  
auf ihnen ruht wohl kaum verständnisvoll ein Auge. Selbst die  
Eltern wissen oft nicht, wie es in den kleinen Köpfen aussieht, was  
da durcheinanderbrodeln mag an Pöffen und schwerer Angst. Viel-  
leicht ist gerade ein klarer, herzerfreuender Frühlingssonnenschein,  
wenn nun des Morgens der Vater mit seinem Sohn, die Mutter  
mit ihrer kleinen Tochter — wenn die Eltern alle mit ihren Kin-  
dern zur Schule wallfahrten, um sie dort abzugeben. Die große  
Wanderung in Stadt und Dorf beginnt — für das Kind der erste  
Schritt auf dem Weg der „staatsbürgerlichen“ Einreihung — die  
ersten Opfer an den Geist geheiligter Institutionen. . . . Blühende,  
grüne Bäume mögen niden und wiegen über den Schreitenden,  
die Dorfwege hin, die Kleinstadtstrahlen entlang. Ja, und gar in  
der Großstadt hat wohl der Schulhof einige Bäume. Die grünen  
dann auch gerade. Im Frühling muß es sein. . . .

Und ich glaube, die meisten Eltern wissen noch gar nicht, was  
dies alles bedeutet, und wie ein gewaltiges Erlebnis es für das  
Kind bedeutet, — in die Schule zu kommen. Denn die meisten  
Erwachsenen v e r g e s s e n ja ihre Kindheit. Haben sie lang schon  
vergesen. Für sie ist es so, als sei das ja eine belanglose, einfache  
und selbstverständliche Sache.

So kommen die Kinder alle — still und ergeben. Einige wohl  
auch neugierig. Das Schulhaus haben sie wohl alle schon einmal  
gesehen. Wie mag es auf ihr junges Herz gewirkt haben? Es ist  
groß, o so groß, und hat viele lange Fensterreihen. Es fehlt den  
Häufern aller Reiz, die meisten sehen wohl gar unfreudlich aus.  
Reint man, ein Kind merke das nicht? Der schematische Geist  
steht ja schon in den Bauten drin. Und ältere Geschwister oder  
Nachbarkinder haben den Kleinen schon von der Schule erzählt. —  
Ja, was erzählen die Größeren aber den Kleineren? Als markan-  
testes oft, daß es da „Haue gibt“! — Eine fatale Einschätzung der  
Schule und des Lehramts. Gewiß, dazu kann der Lehrer wenig  
tun. Aber es ist doch so! Selbst Eltern machen manchmal ihre  
Kinder grauslich mit der Schule und dem Lehrer mit dem „Stoß“.  
— Das ist gewiß nicht verständig. Aber die Schule ist nicht davon  
freizusprechen, daß sie daran mit schuld ist, daß solche Einschätzung  
im Volk sich festsetzte.

. . . . Und dann endlich sitzen die Kinder in den Bänken da. Und  
die Eltern oder die älteren Geschwister sind gegangen: alle, die die  
kleinen Geister brachten. Manche hat ein Schred überfallen, nun  
mit einem Male so allein zu sein mit vielen anderen Kindern und  
mit einem fremden Lehrer.

Und da weinen einige.

Aber dann ist's denn doch nicht so schlimm. Der Lehrer fängt  
erst ganz freundlich mit den Kindern an zu reden, er fragt nach  
Namen, nach Beruf und Wohnung des Vaters. Und viele andere  
Sachen. Da horchen sie schon etwas auf. Einige antworten; erst  
leise, schüchtern, dann schon lauter, zutraulich. Sie lernen schon  
aufstehen, sich hinsetzen. Gu—ten Mor—gen! jagen usw. Und  
wenn sie dann diesen ersten und dann auch noch den zweiten und  
gar den dritten Tag nach Hause gehen — ist's gar nicht so schlimm  
gewesen. — Sie dürfen auch schon mal ihre Tafel zeigen und ihre  
bunten Griffel. Die mit dem schönen bunten Papier, und einige  
sind sogar Goldgriffel — der ganze Griffel golden. . . . Und sie  
dürfen vielleicht sogar schon einmal etwas malen auf der Schiefer-  
tafel. Und der Lehrer spitzt vielleicht dem, der den Griffel nicht an-  
gepitzt hatte (weil ihm das zu schade dünkte), das Ding an. . . .

Und doch — so leise, ganz leise — beginnt es, das graue Schul-  
elend. Und die Sorge. Das Lernen beginnt und damit die straffe

„Disziplin“ der Stunden, die Strafen für etwas, das dem Kind in dem Alter vielleicht noch schwer fällt; es hat mal sein Leben „nicht gelohnt“, seine Nervenhäuschen zu machen vergessen usw. Da kommen die schönen Dinge: Nachsitzen, Prügel, Extraarbeit. —

Und eines Tages steht das Kind: die schönen neuen Griffeln sind zu armfeligem, höhligen Stumpfen abgeschrieben. — Und das ist auch ein Symbol! Daß das Leben junge, hoffende Anfänge ins Abgrunde zieht. — Muß es sein? Wir träumen: nein! Wir ahnen eine Möglichkeit, daß die Schule als Organisation, als Institution anders aussehen könnte als sie ist. Und daß mehr Freude in ihr herrschen könnte. Wessen bedarf es dazu? Einer generellen Forderung der Lehrpläne und Fensfen. Einer Verringerung des Larrern, oft finsternen oder unfreundlichen Unterrichtsgeistes bei einem großen Teil der Lehrerschaft. — In der Lehrerschaft aber über regen sich ganz langsam die Geister, die mehr Lust, Licht, Wärme und Freundlichkeit in die Schulen hinein hätten. — Wichtig ist auch, daß die Eltern sehen, welch großes Erlebnis für das Kind der Schulanfang ist! Wichtig auch, daß das Kind weiß oder fühlt, Gedanken und Blick der Eltern folgen ihm in die Schule.

Ein Lehrer.

## Crainquebille.

Von Anatole France.

Ich will den Schuhmann Matra durchaus nicht einer bösen Absicht bezichtigen, aber er verrichtet, wie wir bereits sagten, ein mühseliges Amt. Er ist zuweilen übermüdet, überbürdet, überanstrengt. Unter solchen Umständen ist es möglich, daß er das Opfer einer Gehörs-Halluzination gewesen ist. Und wenn er soeben behauptet hat, der Herr Doktor David Matthieu, ein Offizier der Ehrenlegion und Oberarzt am Hospital von Ambroise Paré, eine Leuchte der Wissenschaft und ein Weltmann, habe ebenfalls „Verfluchter Polyp“ geschrieben, so sehen wir uns genötigt anzunehmen, daß Matra damals nicht ganz klar bei Sinnen war, ja ich möchte sagen, obgleich es etwas schroff erscheinen mag: der Mann leidet an Verfolgungswahn.

Und selbst wenn Crainquebille „Verfluchter Polyp“ gesagt hätte, so ist es noch die Frage, ob dies Wort in seinem Munde eine Beleidigung, also ein Vergehen ist.

Crainquebille ist das uneheliche Kind einer herumziehenden Händlerin, die eine notorische Trinkerin war, er ist also als Alkoholiker geboren. Sehen Sie sich den Mann an und urteilen Sie selbst, was sechzig Jahre des Elends aus ihm gemacht haben.

Meine Herren, Sie müssen zugeben, daß man ihn nicht verantwortlich machen kann.

Matra Lemerle setzte sich, und der Präsident verlas nun zwischen den Jähnen das Urteil, wonach Crainquebille zu vierzehn Tagen Gefängnis und 50 Frank Geldstrafe verurteilt wurde.

Das Gericht hatte seine Ueberzeugung auf die Aussage des Schuhmannes Matra gestützt.

Als Crainquebille durch die langen, düsteren Gänge des Gerichtsgebäudes geführt wurde, fühlte er ein ungeheures Bedürfnis nach Mitgefühl. Er drehte sich nach dem Soldaten um und rief ihn an:

„He, Sie — Sie! . . .“ aber der beachtete ihn nicht und Crainquebille seufzte.

„Ach Gott, wer mir das vor vierzehn Tagen gesagt hätte, daß ich das erleben muß! Die Herren sprechen so schnell.“ Nagte er. „Sie sprechen gewiß sehr schön — aber zu schnell, zu schnell. Ich kann sie nicht verstehen und sie verstehen mich nicht. . . . Finden Sie nicht auch, Soldat, die Herren sprechen zu schnell?“

Aber der Soldat ging weiter, ohne zu antworten oder auch nur den Kopf zu wenden.

Crainquebille fragte kummervoll:

„Warum geben Sie mir keine Antwort?“

Und als der Soldat immer noch schwieg, rief der alte Mann voll Bitterkeit:

„Mit nem Hund hat man Mitleid, und Sie wollen nicht mal mit nem armen alten Mann sprechen, Sie machen wohl das Maul nie auf, sind Sie nicht bang, daß es stinken wird?“

Einige Neugierige und zwei oder drei Rechtsanwälte verließen den Saal, nachdem das Urteil gefällt war, und der Gerichtsdienster kündete schon eine neue Sache an.

Die Fortgehenden dachten nicht weiter über den Fall Crainquebille nach, der sie kaum interessiert hatte. Nur Herr Jean Vermitte, ein Kupferstecher, den der Zufall in die Sitzung geführt hatte, stellte seine Betrachtungen über das eben Gehörte an.

Er klopfte den Advokaten Joseph Aubaret auf die Schulter und meinte:

„Es ist bewundernswürdig, wie der Präsident Bourriche es versteht, sich aller eiteln Neugier zu enthalten und sich vor persönlichem Hochmut, der alles wissen will, zu bewahren.“

Wenn der Richter die widersprechenden Aussagen von dem Doktor Matthieu und dem Schuhmann Matra gegenüber gestellt hätte, so wäre er auf einen Weg des Zweifels und der Ungewißheit geraten.

Die Methode, welche darin besteht, einen Fall nach allen

Regeln der Kritik zu beleuchten, ist unvereinbar mit einer guten Verwaltung der Justiz.

Wenn das Tribunal so unvorsichtig sein würde, eine derartige Methode zu befolgen, so müßte ja sein Urteil von seinem eigenen Scharfsein abhängen, der des öfteren gering ist — oder von der menschlichen Fehlbarkeit, die nie aufhört. Wo bliebe da die Autorität!

Auch kann man nicht leugnen, daß die historische Methode ebenfalls unzulänglich ist, um dem Richter jene Gewißheit zu verschaffen, deren er bedarf.

Man erinnere sich nur an Sir Walter Raleighs Abenteuer. Als Sir Walter Raleigh im Tower of London gefangen saß und eines Tages an dem zweiten Teil seiner Weltgeschichte arbeitete, entspann sich unter seinen Fenstern ein Streit. Er sah eine Weile zu und ging dann wieder an seine Arbeit mit der Ueberzeugung, die Streitenden sehr gut beobachtet zu haben.

Als er aber Tags darauf mit einem seiner Freunde über die Angelegenheit sprach, der bei dem Vorfall zugegen gewesen war und sich sogar an dem Streite beteiligt hatte, widersprach dieser ihm in allen Punkten.

Da erkannte Raleigh die ungeheure Schwierigkeit, fernliegende Ereignisse in ihrer Richtigkeit zu erfassen, wenn es möglich war, daß er sich über das, was vor seinen Augen geschah, getäuscht hatte, und entmutigt warf er sein Manuskript ins Feuer.

Wenn die Richter ebensolche Bedenken trügen wie Raleigh, so müßten sie wohl ihre ganze Gelehrsamkeit ins Feuer werfen. Aber dazu haben sie kein Recht. Sie würden damit die Justiz verleugnen und ein Verbrechen begehen.

Man kann wohl darauf verzichten — zu wissen, aber man darf nicht darauf verzichten — zu richten.

Diejenigen Leute, welche wollen, daß die Gerichtsbeschlüsse auf methodische Nachforschungen gegründet sind, müssen als gefährliche Sophisten und hinterlistige Feinde des Zivil- und Militärgerichtes betrachtet werden.

Der Präsident Bourriche hat einen viel zu juristischen Sinn, als daß er sein Urteil von dem Verstand oder von der Wissenschaft beeinflussen ließe, deren Schlüsse ewigen Streit und Zweifel hervorgerufen. Er gründet es auf bestimmte Dogmen und Traditionen, so daß seine Urteile an Autorität den Geboten der Kirche gleichen, sie sind sozusagen kanonisch.

Sie sehen z. B., daß er die Zeugenaussagen nicht nach einer unbestimmten trügerischen Wahrscheinlichkeit ordnet, sondern nach innerlichen, permanenten, handgreiflichen Tatsachen.

Er wägt sie nach dem Gewicht der Waffen. Gibt es ein einfacheres und weiseres Mittel?

Das Zeugnis eines Schuhmannes erscheint ihm als untwiderlegbar. Der Mensch als solcher kommt hier gar nicht in Betracht, nur die Kategorie, der er angehört — die hochwohlblütliche Polizei — die heilige Hermandad.

Bastien Matra, gebürtig aus Cinto-Monte (Korsika), erscheint ihm durchaus nicht als unfehlbar. Er weiß, daß der Mann weder eine besonders scharfe Beobachtungsgabe besitzt, noch daß er bei der Prüfung der Sachlage sehr genau und methodisch verfährt.

In Wahrheit existiert überhaupt Bastien Matra in diesem Fall nicht für ihn, sondern nur der Schuhmann Nr. 64.

Ein Mensch kann sich täuschen, denkt er sich. Peter und Paul können sich irren.

Descartes und Cassendi, Leibniz und Newton, Michat und Claude Bernard, die alle haben sich irren können. Wir alle irren uns, und zwar sehr häufig.

Die Möglichkeit, sich zu irren, ist sehr groß und mannigfaltig. Die Wahrnehmung unserer Sinne und das Urteil unseres Verstandes sind oft nichts weiter als bloße Einbildungen und die Ursache von Ungewißheit und Zweifel.

Man darf sich nicht auf das Zeugnis eines Menschen verlassen. Testis unus — testis nullus. (Ein Zeuge — kein Zeuge.)

Aber auf eine Zahl kann man sich verlassen.

Bastien Matra von Cinto-Monte ist fehlbar — aber der Schuhmann Nr. 64 — wenn man von seiner Person als Mensch abieht — täuscht sich nicht.

Darum hat das Gericht auch nicht gezögert, das Zeugnis des Doktor David Matthieu zu verworfen, denn er ist nur ein „Mensch“, und er erkennt die Aussage des Schuhmannes Nr. 64 als richtig an, denn er ist eine „reine Idee“, ein Strahl Gottes, der zu uns herniederstiegt.

Wenn er auf diese Weise urteilt, so sichert der Präsident sich eine Unfehlbarkeit zu, und zwar die einzige, worauf ein Richter Anspruch erheben kann.

Trägt ein Mensch, der als Zeuge figuriert, einen Säbel, so soll der Richter auf den Säbel hören, nicht auf den Menschen. Der Mensch ist unvollkommen und kann sich irren — ein Säbel nicht, er hat immer recht.

Der Präsident Bourriche ist vollkommen in den Geist des Gesetzes eingedrungen.

Die Gesellschaft ruht auf der öffentlichen Macht, und die öffentliche Macht muß als eine erhabene Institution der Gesellschaft respektiert werden. Die Justiz aber hat die Verwaltung der öffentlichen Macht.

Der Präsident weiß, daß der Schuhmann Nr. 64 ein Teil des Fürsten ist — der Fürst regiert sozusagen in jedem seiner Offiziere.

Die Autorität des Schuhmannes Nr. 64 zu untergraben, heißt so viel, als den Staat schwächen.

Ober wie Vossuet in seiner göttlichen Sprache sagt: „Wenn man nur ein einziges Wort der Artishode ist, so ist man die Artishode.“

Alle Säbel des Staates haben dieselbe Richtung. Sollte man sie gegeneinander richten, so würde man die Republik umstürzen.

Darum wurde auf die Aussage des Schuhmannes Nr. 64 der Angeklagte Grainquebrille zu vierzehn Tagen Gefängnis und fünfzig Franc Geldstrafe verurteilt.

Wie ist, als hörte ich, wie der Präsident die lautereren und großen Beweggründe auseinandersetzt, die ihn zu diesem Urteil veranlaßt haben:

„Ich habe dieses Individuum in Uebereinstimmung mit dem Schuhmann Nr. 64 verurteilt, denn der Schuhmann Nr. 64 ist ein Teil der öffentlichen Macht.“

Damit Sie klar erkennen, meine Herren, wie klug ich gehandelt habe, so bitte ich, nehmen wir einmal an, ich hätte ein gegenteiliges Urteil gefällt.

Sie werden sofort sehen, wie verrückt das gewesen wäre. Denn, wollte ich gegen die öffentliche Macht urteilen, so würde mein Urteil einfach nicht vollstreckt werden.

Der Spruch eines Richters gilt nur, wenn er mit der öffentlichen Macht geht.

Wohin kämen wir ohne unsere Polizei. Ich würde meiner Stellung schaden. Und überdies widersetzt der Geist der Gesetze sich solchem Urteil.

Den Starcken entzuziehen und dem Schwachen die Macht einräumen, das hieße die menschliche Ordnung auf den Kopf stellen, und meine Mission ist, sie uns zu erhalten.

Die Justiz heißt bestehende Ungerechtigkeiten. Hat sie sich jemals gegen die Eroberer aufgelegt oder gegen die Gewalthaber, welche die Macht an sich gerissen haben?

Wenn eine illegitime Macht sich erhebt, so braucht das Gesetz sie nur anzuerkennen, um sie dadurch legitim zu machen.

Alles liegt in der Form. Und zwischen schuldig und nicht schuldig entscheidet ein dünnes Blatt gestempelten Papierses.

(Fortf. folgt.)

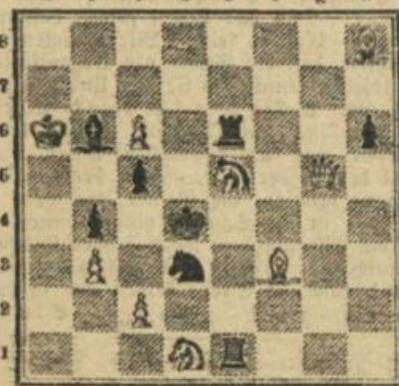
### Kleines Feuilleton.

Die **Romanze von Tampico**. Tampico — noch vor wenigen Tagen war dieser Name bei weitem den meisten Menschen ein bloßer Klang. „so fremd meinem Ohr wie meinem Herzen“, wie Luise Müllerin sagt. Mit einem Male ist jetzt die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf diesen atlantischen Hafen der Republik Mexiko gerichtet, wo Amerika eine gewaltige Kriegsflotte zusammenziehen wird. Noch vor ein paar Jahren war Tampico ein jämmerliches und bedeutungsloses Nest, das einen unbedeutenden Obshandel trieb. Das Tal des Banucosflusses, an dessen Mündung Tampico liegt, ist fruchtbar und obdreich, und seine Erzeugnisse wurden von dem kleinen Hafen aus verschifft. Tampico war damals ein so heiser, schmüßiger, zurückgebliebener Küstenort, wie nur irgendwo an der atlantischen Seite von Mexiko. Heute ist das Bild der Stadt von Grund auf verändert. Der Strom europäischer und amerikanischer Energie hat das weltverlassene Nest erreicht. Die Straßen sind jetzt voller Menschen. Die europäische Bevölkerung hat außerordentlich zugenommen, und man sieht zahlreiche weiße Kaufleute — „weiß“ in jeder Beziehung, denn jahraus, jahrein geht der Europäer hier in weißer Kleidung — ihre Auzens aufsuchen oder verlassen. Unter den jämmerlichen Hütten von Alt-Tampico sind mächtige moderne Geschäftehäuser aufgewachsen, und ein großes Hotel ist im Entstehen. Die Bodenpreise sind gewaltig gestiegen, und die Bodenspekulation steht in voller Blüte.

Was ist es, was diesen jähen Umschwung zuwege gebracht hat? Tampico verdankt seine neue, unerwartete Blüte in erster Linie der jähren Energie eines Engländers. Es ist dies Sir Beectman Pearson, der heute den Titel eines Lord Comdray trägt. Dieser Mann stellte es sich zur Aufgabe, die Küste des mexikanischen Golfes in der Gegend von Tampico systematisch nach Petroleumlagern abzusuchen. Zunächst dauerte es geraume Zeit, bis er überhaupt auf ein Petroleumlager stieß. Endlich gelang es, eines zu entdecken, das eine Million Barrels im Monat lieferte. Da erzielte sie, das Unglück, daß das austretende Petroleum Feuer fing und sich in eine umgehende brennende und rauchende Säule verwandelte. Der jähre Dritte aber war auch durch diese Enttäuschung nicht abzuschrecken; sein Stab von Prospektoren und Geologen mußte weiter arbeiten, und wirklich gelang es ihm nach kurzem, die Entdeckung eines zweiten Petroleumlagers zu machen, das beinahe ebenso reich wie das frühere ist. Seit zwei Jahren liefert es 800 000 Barrels im Monat — das bedeutet einen Wert von etwa 18 Millionen Mark im Jahre! Und das ist nur der Anfang. Man glaubt, man hofft hier auf die größten Petroleumlager der Welt gestoßen zu sein. Das ist die Romanze von Tampico. Ueber Nacht ist es die große Petroleumstadt, eine moderne Handelsstadt, ein Zukunftsbaun geworden, und in dem früher so stillen Banucosflusse liegen heute Schiffe neben Schiffen, die alle Petroleum, Petroleum und nochmals Petroleum kriegen und fortführen.

## Schach.

Unter Leitung von E. Klabin.  
Hinter Turnier. Motto: „Karlovats“.



Unter Turnier. Die unerwartet große Zahl von Problemen (107 Stück), mit der unser Turnier besetzt worden ist, macht deren Sichtung und Rangierung zu einer Mähenarbeit für die Preisrichter, zumal auch die Qualität durchschnittlich so hoch ausgefallen ist, daß die Auswahl der sieben Preisträger eine minutiöse und gewissenhafte Arbeit erfordert, wenn das Urteil der Kritik standhalten soll. Im Interesse der Preisrichter sind wir also gezwungen, schon jetzt im voraus um Nachsicht zu bitten, wenn die Termine vom 1. Mai und 15. Juni zur Bekanntgebung des Urteils und Versendung der Preise vielleicht eine kleine Verschiebung erleiden werden. Es ist nämlich des Guten etwas zu viel geworden!

Im jetzt beginnenden St. Petersburger internationalen Turnier sind nur sogenannte „Großmeister“ spielberechtigt, d. h. nur bisherige erste Preisträger großer internationaler Meisterturniere. Diese Definition bringt mit sich, daß manche alte Meister wie z. B. Blackburne, Gunsberg, Burne z. z. zugelassen sind, während jüngere und sicherlich stärkere Spielpraktiker wie z. B. Spielmann, Dr. Tartakower zc. sich nicht melden dürfen. Ein „erster“ Preis hängt nämlich davon ab, ob im betreffenden Turnier starke Konkurrenten mitspielen oder nicht, und zu früheren Zeiten war die Besetzung der Meisterturniere eine verhältnismäßig schwächere als heutzutage. Nichtsdestoweniger nehmen am St. Petersburger Turnier auch noch gleichzeitig teil: Dr. Em. Lasker, Rubinstein, Capablanca, Laroach, Marshall, Teichmann, Bernstein zc., zu denen als glückliche Ausnahme aus dem „Großmeister-Prinzip“ sich noch die Sieger des letzten russischen Meisterturniers: Alechin und Riemzowitsch gesellen.

### Damenbanerneröffnung.

Republik-Partie am 29. März, Moskau.

Dr. Em. Lasker. Dr. O. Bernstein.

- 1. d2—d4 d7—d5
- 2. Sg1—f3 e7—e6!
- 3. e2—e3 Lc8—f5!
- 4. e3, h5 zc.) herrschend.
- 5. e2—e3 Lc8—f5!
- 6. e2—e3 Lc8—f5!
- 7. Sg1—f3 e7—e6!
- 8. e2—e3 Lc8—f5!
- 9. Sg1—f3 e7—e6!
- 10. Sg1—f3 e7—e6!
- 11. Sg1—f3 e7—e6!
- 12. Sg1—f3 e7—e6!
- 13. Sg1—f3 e7—e6!
- 14. Sg1—f3 e7—e6!
- 15. Sg1—f3 e7—e6!

- 14. Dc2—e4! Dd8—e7
- 15. Dc2—e4! Dd8—e7
- 16. Dc2—e4! Dd8—e7
- 17. Dc2—e4! Dd8—e7
- 18. Dc2—e4! Dd8—e7
- 19. Dc2—e4! Dd8—e7
- 20. Dc2—e4! Dd8—e7
- 21. Dc2—e4! Dd8—e7
- 22. Dc2—e4! Dd8—e7
- 23. Dc2—e4! Dd8—e7
- 24. Dc2—e4! Dd8—e7
- 25. Dc2—e4! Dd8—e7
- 26. Dc2—e4! Dd8—e7
- 27. Dc2—e4! Dd8—e7
- 28. Dc2—e4! Dd8—e7
- 29. Dc2—e4! Dd8—e7
- 30. Dc2—e4! Dd8—e7
- 31. Dc2—e4! Dd8—e7
- 32. Dc2—e4! Dd8—e7
- 33. Dc2—e4! Dd8—e7
- 34. Dc2—e4! Dd8—e7
- 35. Dc2—e4! Dd8—e7
- 36. Dc2—e4! Dd8—e7
- 37. Dc2—e4! Dd8—e7
- 38. Dc2—e4! Dd8—e7
- 39. Dc2—e4! Dd8—e7
- 40. Dc2—e4! Dd8—e7
- 41. Dc2—e4! Dd8—e7
- 42. Dc2—e4! Dd8—e7
- 43. Dc2—e4! Dd8—e7